

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 11 (1928)
Heft: 4

Artikel: Christentum und Gewalt : (Schluss)
Autor: Eldersch, Ludwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-407520>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 15. und letzten jeden Monats

Adresse des Geschäftsführers:
Geschäftsstelle der F. V. S.
Postfach Basel 5
Postcheck-Konto Nr. V. 6915

In früheren Jahrhunderten war die Religion ein Wald, hinter welchem Heere halten und sich decken konnten. Aber nach so vielen Fällungen ist sie nur noch ein Buschwerk, hinter welchem gelegentlich Gauner sich verstecken.
Schopenhauer.

Abonnementspreis jährl. Fr. 6.—
(Mitglieder Fr. 5.—)
Inser.-Ann.: Buchdr. Tschärnerstr. 14a
Feldereinteilung 1/32, 1/16, 1/8 S. etc.
Tarif auf Verlangen zu Diensten

Christentum und Gewalt.

Von Ludwig Eldersch, Wien.

(Schluss.)

Bisher habe ich die Mordtaten fanatischer Gottesdiener in der Vergangenheit behandelt, und der Glaubensbeflissene wird mir nun entgegenhalten: »All das hat sich in der Vergangenheit abgespielt, nun ist die Kirche duldsam, nun ist sie erfüllt von dem göttlichen Gebot der Nächstenliebe. Die barbarische, grausame, von Kriegen erfüllte Zeit des Mittelalters hat sich eben auch auf die Praxis der Kirche ausgewirkt. Die Kirche selbst hat ja kein Blut vergossen, sondern nur die Delinquenten dem weltlichen Arm ausgeliefert. Die Sünden der Vergangenheit sind kein Argument gegen die gegenwärtige Reinheit der Lehre Christi....« Dieser naiven Verteidigung bedienen sich nicht etwa Laien, sondern auch Theologen »vom Fach«. Ihre Kasuistik, ihre jesuitische Sophistik kann jedoch dem Denkenden, dem die ehernen Gesetze der Logik noch etwas gelten, nicht imponieren. Denn die Handlungen einer Organisation von der Bedeutung der Kirche haben für die Gegenwart auch dann Bedeutung, wenn sie Jahrhunderte zurückliegen, weil die ideale Voraussetzung zu ihren Taten unverändert geblieben ist. Jedem Menschen, der ohne hemmende Vorurteile und gefühlsmässige Einflüsse sein Weltbild formt, schliesst notwendig von der bisherigen Handlungsweise der Kirche auf ihre zukünftige. Hat doch das Denken — wie auch W. Osswald, der monistische Philosoph festgestellt hat — den elementaren Sinn, dass es uns ermöglicht, auf Grund von gesammelten Erfahrungen über ein Ding in die Zukunft zu schauen, zu »prophezeien«. Es kann mir also nicht gleichgültig sein, wie eine Partei oder irgendeine organisierte Körperschaft bisher gehandelt hat.

Abgesehen von dem logisch sehr mangelhaften Einwand ist die Aussage, die Kirche sei nicht mehr unduldsam, eine erbärmliche Notlüge. Mit der Entfernung der intoleranten Tendenz fällt die mächtige Gemeinschaft der Kirche; sie ist nur so gewaltig und einflussreich geworden, weil sie eben keine andere Meinung duldete. Würdenträger der Kirche, vom einfachen Dorfpfarrer bis zum Papst, verfallen zeitweise, in Momenten, wo sie ihrer Gehässigkeit gegen die »Ungläubigen« freien Lauf lassen, in einen Ton der Inquisitoren, der sehr geeignet ist, auch die verschlafenen Gemüter der Indifferenten und Abseitsstehenden zum Widerstand zu reizen. Noch lange ist der Geist der blutrünstigen Ketzerverfolgung nicht aus der Ideologie des autorisierten, professionellen Christentums verschwunden, noch immer steht die Kirche auf ihrem gewohnten, bei ihr zur Tradition gewordenen Gewaltidee, und wenn sich nicht die Polizei auf Grund verbriefteter Gesetze einer Demokratie jeder asozialen Aktion gewisser geweihter Hetzer entgegenstemmen würde, gäbe es heute noch Scheiterhaufen und Bartholomäusnächte. Die Kultur allein hat verhindert, dass »Ketzer« auf prasselnden Holzstössen für die Freiheit der Wissenschaft sterben; die Kirche musste sich den staatlichen Gesetzen beugen, so ist sie zur Duldung gezwungen. Dort wo sie noch einigen Einfluss besitzt, auf dem flachen Lande, geschehen noch immer Bluttaten aus religiösem Fanatismus; alte Frauen werden von abergläubischen Bauern als Hexen bezeichnet und gemartert,

eine antisemitische und fremdengehasste Stimmung findet ihre Patronanz bei dem ungebildeten Vertreter der ecclesia militans.

Die heuchlerischen Ausflüchte der Gläubensenthusiasten werden mit einem Male entlarvt, wenn man einen Blick in die Werkstatt klerikalen Geistes tut. In der vom Hausprälaten des Papstes 1895 herausgegebenen Monatsschrift »Revue Romaine« stand zu lesen: »O ihr gesegneten Flammen der Scheiterhaufen! Durch euch wurden nach Vertilgung weniger oder ganz verderbter Menschen Tausende von Seelen aus dem Schlund des Irrtums und der ewigen Verdammnis gerettet; durch euch ist auch die bürgerliche Gesellschaft gesichert worden! O erlaucht und ehrwürdiges Andenken Thomas Forguemadas!...« Forguemada, der scheusslichste aller Henker des Glaubensgerichtes, jener kaltblütige Mörder tausender unschuldiger Menschen, wird von dem modernen Priester der Nächstenliebe als Heros gefeiert, seine Verbrechen werden als verdienstvoll gepriesen, sein Angedenken mit einer Glorie von Heiligkeit umgeben. Und dies alles in einer der angesehensten katholischen Zeitschriften, einer, die dem Papste nahe steht und von seinen intimsten Mitarbeitern redigiert wird. Jene demagogische Phrase von der Toleranz der gegenwärtigen Kirche zerfliesst angesichts dieses Wahrheitsausbruches einer frommen Seele in Nichts. Der Kirche fällt es gar nicht ein, sich zu bessern. 1851 schrieb Papst Pius IX. in einem Epistel: »Alle Nichtkatholiken sind verdammt und die alleinige Staatsreligion, die katholische, ist zweckmässig.« Am 22. Juni 1868 wandte sich derselbe »Oberhirt« gegen eine Reform des österreichischen Staatsgrundgesetzes, weil in ihm den Bürgern Glaubens- und Gewissensfreiheit zugestanden wurde. Er nannte das Gesetz ein »abscheuliches«. Gregor XII. liess sich am 15. August 1832 folgendermassen vernehmen: »Es ist nach der Lehre der Kirche eine irrige, verkehrte, ja wahnwitzige Behauptung, die der schmutzigsten Quelle der Gleichgültigkeit entstammt, wenn man als das jedem Menschen eigene Recht die Gewissensfreiheit ausruft.« Der Jesuit Pater Roy, ein Apologet der Unduldsamkeit, lässt sich in seinem »Werk« über die »Grundirrtümer unserer Zeit« (1869) vernehmen: »Das Wort Toleranz erweckt in mir einen unsäglichsten Ekel, es packt mich eiskalt am Herzen.... Sein Ordensbruder, der berühmte Luca, schrieb 1901: »Der Staat hat die Pflicht, den Ketzer auf Befehl und Auftrag der Kirche mit dem Tode zu bestrafen. Er kann den ihm von der Kirche überlieferten Ketzer von dieser Strafe nicht befreien. Der Todesstrafe verfallen nicht nur jene, die als Erwachsene vom Glauben abfallen, sondern auch alle jene, die der mit der Muttermilch eingesogenen Ketzerei hartnäckig anhängen.« Hier fühlt man deutlich die Nähe des Geistes der Inquisition, die Nähe der geweihten Folterkammer und aller Requisiten eines widerlichen Sadismus. In diesen wenigen Sätzen spricht die schon versunken geglaubte Welt einer fluchwürdigen Zeit kirchlichen Justizmordes. In einem Zeitalter des Radio, der Ozeanflüge und der drahtlosen

Telegraphie spricht ein prominenter Vertreter der Kirche noch von »Ketzer« und fordert nicht nur ihren Tod, sondern auch den von Kindern, die von »ketzerischen« Müttern gesäugt wurden. Gibt es einen deutlicheren Beweis für die Tatsache, dass die Kirche noch immer auf dem geistigen Niveau des Mittelalters steht?

Im Jesuitenorden besitzt die Kirche eine gewaltige Truppe von zwar gebändigten, jederzeit aber aktionsbereiten Inquisitoren. Während jeder Staatsbürger verpflichtet ist, die Oberhoheit des Staates anzuerkennen, haben diese »Brüder« eines Liguori (dessen »Moraltheologie« ein Sammelsurium entarteter Erotik darstellt) das Privileg, sich über alle Vorschriften der weltlichen Macht hinwegzusetzen. Sie treiben nur die Politik ihres Ordens, wodurch sie sich auch den Hass der national denkenden Schichten zuzogen, sie handeln nach dem Prinzip ihres Ordensgenerals Layola: »Wie Lämmer ziehen wir ein, aber wie Wölfe herrschen wir.« Der Jesuit Cathrein erklärte vor wenigen Jahrzehnten: »Die Gewalt der Kirche über die weltlichen Angelegenheiten des Staates bedeutet bloss das Recht, die Verordnungen der weltlichen Macht aufzuheben, soweit es die Interessen des Seelenheils erfordern.« Und noch schärfer drückt sich der Jesuit Hammerstein aus: »Der Staat muss, wenn er nicht Rebell sein will, jene Autorität, der er seine ganze Autorität verdankt, anerkennen, katholisch sein oder es werden.« Auch der Jesuit Werna drückt sich sehr erbost über die Freiheit des Gewissens aus: »Zweifellos betrachtet die Kirche alle anderen Kirchen als ganz und gar illegitim, als jeder Daseinsberechtigung bar. Die Kirche hält daran fest, dass es eine wahnwitzige Behauptung sei, wenn man die Gewissensfreiheit als Menschenrecht proklamiert.« (Ähnlich wie Papst Gregor XII.) Die Katholiken ergehen sich in heftigen Ergüssen über die Protestanten, wenn auch gegenwärtig ein Waffenstillstand zwischen den beiden Konkurrenten der Metaphysik eingetreten ist. Schliesslich sind die Anhänger Luthers und Calvins nicht wesentlich bescheidener als die Herren Katholiken. Papst Leo XIII., den eine blinde Optimistenclique »liberal« genannt weisse, bezeichnet den Protestantismus als »eine pestilenziische Ketzerei«.

Interessant ist noch das Geständnis einer schönen geistlichen Seele, des Bischofs Hebell, vom 3. Dezember 1870. Der fromme Mann verabreicht den Apologeten der Existenzlüge von der nunmehrigen Toleranz der Kirche selbst eine kräftige Ohrfeige, wenn er sagt: »Es fehlt wahrlich nicht am Willen der Hierarchie, wenn nicht im 19. Jahrhundert wieder Scheiterhaufen aufgerichtet werden.« Glücklicherweise ist das Fleisch dieses exzedierenden Christentums schwach und der Polizist steht schützend vor dem Volke. Der Wille jedoch ist vorhanden, er lebt noch, er harret auf Auslösung und Befriedigung. Nicht umsonst hat

1862 der Erzbischof von Toulouse ein Jubelfest ausgeschrieben, zum Gedenken an die Ermordung von 4000 Hugenotten in dieser Stadt. Die Torguemadas sind machtlos geworden, aber noch sind sie nicht wehrlos gemacht. Ueberall versuchen sie eine Beeinflussung der Politik, der Politik, um ihre Interessen, die blutige Verfolgung des freien Gedankens durchzusetzen. Die Kirche verfügt über enorme Reichtümer, um Anhänger zu werben und ein Teil des Bürgertums, ängstlich vor dem auf sein Recht pochenden Arbeiterstand, hat sich bereits wieder in ihren Reihen eingefunden. Nur das erwachte Proletariat stellt der expansionssüchtigen Kirche einen wirkungsvollen Widerstand entgegen. Es gilt nun, der Kirche jene mit den albernsten Schauer-märchen über die Freimaurer betörten Massen zu entreissen, ihnen die Augen zu öffnen über die volksfeindliche und unsoziale Kirche, die selbst davor nicht zurückschreckt, die Mordtaten ihrer Vergangenheit zu verherrlichen.

Wir stehen zweifellos vor dem entscheidenden Kampf um die Freiheit des Geistes. Das Regime Mussolinis hat sich mit dem Vatikan ausgesöhnt und ihm den weitestgehenden Geltungsbereich gelassen, in Ungarn ist der Klerus gesichert denn je und unter dem Druck aussenpolitischer Bedenken hat sich auch die tschechoslowakische Republik, nach anerkennenswertem Kampf, mit Rom in Konzessionen einlassen müssen. Oesterreich wird von einem Jesuiten regiert und auch in Frankreich gewinnt der Klerikalismus an Boden, während das Deutsche Reich noch immer in den Fesseln des professionellen Konfessionalismus gefangen liegt. Es naht der Entscheidungskampf und da wird es von besonderer Wichtigkeit sein, dass den breiten Massen gezeigt wird, wie das praktische Christentum aussieht und wie gefährlich eine neue Hegemonie des Klerikalismus für die Kultur-entwicklung werden kann.

Zur Propagandafrage.

Von W. Schiess, Bern.

Gesinnungsfreund Stebler hat durch seine Stellungnahme »Zur Propagandafrage« eine für unsere Bewegung im Vordergrund der Interessen stehende Frage zur Sprache gebracht. Gestützt auf die Aufforderung der Redaktion, zu den im »Freidenker« behandelten Fragen Stellung zu nehmen, mag es gestattet sein, zu der in Diskussion stehenden Angelegenheit einige Gedanken zuzufügen und — vor allem — einige zu widerlegen.

Voll und ganz möchte ich der Ansicht Steblers beipflichten, was er in Bezug auf Propaganda, Reklame und Massensuggestion vorbringt. Von der Reklame hängt heute alles ab. Im Zeitalter der Technik, in dem Raum und Zeit zu überwinden gesucht werden, kann uns nur die Reklame einen grossen Zustrom zu unserer Bewegung sichern. Von hier ab gehen nun aber die Wege und Ansichten auseinander!

Feuilleton.

Bibel und Sittlichkeit.

III.

E. Br. Abram (Abraham), der vielgerühmte Patriarch und Liebling Gottes, der moralische Held der biblischen Geschichte in Kirche und Schule, zog zur Zeit einer Teuerung von Canaan nach Aegypten. Dort gab er sein schönes Weib Sarai als seine Schwester aus, weil er fürchtete, die Aegypter würden ihn töten, um in den Besitz seiner verlockenden Ekehälfte zu gelangen. Pharaon beschied das Weib denn auch wirklich zu sich, »und er tat Abram Gutes um ihretwillen«.

»Aber der Herr plagte den Pharaon mit grossen Plagen, und sein Haus, um Sarai, Abrams Weibes willen«, obwohl Pharaon die Lüge Abrams nicht durchschaute und Sarai für dessen Schwester hielt.

Als er den wahren Sachverhalt erfuhr, »da rief Pharaon Abram zu sich, und sprach zu ihm: Warum hast du mir das getan? Warum sagtest du mir's nicht, dass sie dein Weib wäre? Warum sprachest du denn, sie wäre deine Schwester? Deshalb ich sie mir zum Weibe nehmen wollte. Und nun siehe, da hast du dein Weib, nimm sie und ziehe hin«.

Eine einträgliche Lüge war es gewesen, denn Pharaon hatte dem Abram Schafe, Rinder, Esel, Knechte und Mägde, Eselinnen und Kamele geschenkt — Grund genug für Abram, später dieselbe List an einem andern Orte wieder anzuwenden, besonders da er der göttlichen Unterstützung gewiss sein durfte.

Sarai war unfruchtbar. Das bekümmerte das fromme Ehepaar; denn wenn sie keine Nachkommen hatten, fiel nach ihrem Tode der

ganze grosse Reichtum in fremde Hände, und das war ihnen in ihrer grossen Frömmigkeit ein unerträglicher Gedanke. Aber sie wussten sich zu helfen: »Da nahm Sarai, Abrams Weib, ihre ägyptische Magd, Hagar, und gab sie Abram, ihrem Manne, zum Weibe, nachdem sie zehn Jahre im Lande Canaan gewohnt hatten. Und er legte sich zu Hagar; die ward schwanger.« (16. Kap. 3, 4.) Und sie »gebar Abram einen Sohn; und Abram hiess den Sohn, den ihm Hagar gebar, Ismael. Und Abram war sechs und achtzig Jahre alt, da ihm Hagar den Ismael gebar«.

Diese Familiengeschichte findet später eine Fortsetzung; wir folgen hier den Kapiteln der Bibel.

Eine göttliche Abstempelung. Im 99. Lebensjahre erschien dem Abram »der Herr«, ermahnte ihn zu einem frommen Lebenswandel; und teilte ihm mit, dass er einen Bund mit ihm schliessen wolle. Abram solle der Vater vieler Völker werden und deshalb von nun an nicht mehr heissen Abram, sondern Abraham; Sarai taufte er in Sarah um.

Aber Name ist Schall und Rauch. Gott wollte für diesen Bund an Abraham, seinen Leuten und Nachkommen ein sichtbares Zeichen haben, »und Gott sprach zu Abraham: So halte nun meinen Bund, du und dein Same nach dir, bei ihren Nachkommen. Das ist aber mein Bund, den ihr halten sollt zwischen mir und euch, und meinem Samen nach dir: Alles, was männlich ist unter euch, soll beschnitten werden. Ihr sollt aber die Vorhaut an euerm Fleisch bescheiden. Dasselbe soll ein Zeichen sein des Bundes zwischen mir und euch. Ein jegliches Knäblein, wenn es acht Tage alt ist, sollt ihr bescheiden bei euern Nachkommen. Desselben gleichen auch alles, was Gesindes daheim geboren, oder erkaufte ist von allerlei Fremden, die nicht eures Samens sind«. (17. Kap. 9—12.)